

Vergänglichkeit und neues Leben: Ruinen und Ruinenbilder aus Franken

Romantische Musterruine: Neideck

„Gleich beim Ausgang aus Streitberg liegt zur Rechten das hohe Schloss Neideck. Schöner habe ich noch kein Schloss liegen sehen. Das sanfte Tal steigt empor, mit Wald und Gesträuch bedeckt, drauf erheben sich die mächtigen Marmorfelsen, und steigen übereinander gleichsam in geformten Pfeilern empor, auf deren mittelsten, höchsten, sich das hohe Schloss in einer äußern fortgehenden Linie mit dem Felsen zeigt.“¹⁾

So schrieb Karl Ludwig von Knebel, der „Urfreund Goethes“, nach seinem Besuch der Fränkischen Schweiz im Jahre 1797. Das Schloss, von dem die Rede ist, ist die Ruine Neideck auf der linken Seite der Wiesent gegenüber der Streitberger Ruine gelegen. Ein jüngerer Zeitgenosse Knebels, der Dichter nationaler Lieder Ernst Moritz Arndt, berichtet von seinem Besuch der ausgedehnten Anlage.

Die Ruinen der Burg Neideck sind die schönsten Trümmer einer Burg, die ich bis jetzt auf deutschem Boden sah ... Tausend Schlösser mögen höher und lieblicher und weitaussehender gelegen haben, wenige aber so sicher und fest und stattlich als dieses ... Die Ruinen des alten Schlosses Neideck sind die romantischsten, so ich gesehen.²⁾

Wenn wir heute vom Schwimmbad in Niederfellendorf aus durch den Wald auf einem zwar steilen, aber bequemen Weg zur Burg-ruine hinauf steigen, können wir kaum glauben, dass im Jahre 1795, als die Erlanger Studenten und junge romantischen Dichter Ludwig Tieck und Wilhelm Wackenroder die Neideck besuchten, der Aufstieg ein recht mühsamer war, wie Tieck berichtet:

„Ich und Wackenroder erstiegen nun den Felsen von der beschwerlichsten Seite, aus zu großer Eil' verloren wir den Weg und hatten

nun mit manchen Mühseligkeiten zu kämpfen. Auf dem Felsen sind gleichsam mehrere Auswüchse, einzelne Klippen ragen drohend an manchen Stellen hervor, die Burg heißt Neideck. Wir kamen oben an. Sie ist so groß, wie ich noch bis jetzt keine einzige solche Veste gesehen habe, sie hat doppelte Marken gehabt, mehrere Thürme, große Gräben und (ist) selbst auf einen hohen Felsen gelegen.“³⁾

Eine Holzbrücke führt über den äußeren Burgraben hinweg zur Vorburg mit ihren wenigen Mauerresten, die sich nur von einem Fachmann zu einem Ganzen im Kopf zusammen setzen lassen, dann über den zweiten Graben zur höchsten Erhebung, auf der die Hauptburg mit dem Pallas sowie der auch heute noch in die Höhe ragende Bergfried lag. Seit sie 1553 im Markgrafenkrieg von Albrecht Alkibiades eingenommen, in Brand gesteckt und geschleift wurde, ist die Neideck eine RUINE, ein befriedeter Ort, dessen weiterem Verfall wohlmeinende Bürger nunmehr Einhalt geboten haben. So stehen auch im Vorhof Farbeimer, Zementmischmaschinen, Schubkarren, allerlei Kanister. Die Fugen zwischen Felsen und Burggemäuer werden gerade zementiert, am vorspringenden Aussichtsfelsen hat man Eisengitter angebracht, gesicherte Metalltreppen führen zum Bergfried und zum Aussichtsfelsen. Dort lehnen wir uns an das Geländer, schauen, so abgesichert, hinab ins Tal der Wiesent. Ein gemächlich brummender Traktor zieht Bahnen über Waschbrettriffelfelder, dazwischen schlängelt sich silbrig der Fluss, an seinen Ufern ein breiter Streifen Grüns, hahnenfußgelb durchwirkt, dahinter leuchten gelbe Rapshandtücher. Es ist ein friedlicher Abend im Mai.

Geschichte der Ruinenbilder

Die Reisen Tiecks und Wackenroders, Arndts und Knebels fielen in die Zeit der frühen Romantik. Ihre Berichte und noch

mehr die Bilder von Malern wie Caspar David Friedrich trugen dazu bei, den Zeitgenossen und der Nachwelt bis in unsere Tage ein Musterbild der Ruinen vorzuformen, ein Bild mittelalterlicher, zumeist gotischer Ruinen. Zuweilen stehen sie als verlassene Klosterruinen im Wald, man denke an Friedrichs Bilder *Winter*, *Klosterfriedhof im Schnee*, *Klosterruine am Meer*, *Abtei im Eichwald*, doch geläufiger mag uns in Franken der andere Prospekt sein: Burgruinen stehen turmbelehrt, mit halb verfallenem Gemäuer auf einem Felsen, hoch über dem Tal eines Flusses gelegen, der Main heißen kann aber auch Wiesent und Fränkische Saale, und sie *grüßen*, wie es zuerst bei den Dichtern hieß, dann bis heute bei den Touristikjournalisten heißt, den im Tal vorbeiziehenden Wanderer.

Diese Vorstellung von einer Ruine war so nicht immer in unseren Köpfen gespeichert: Denn, was den Menschen Ruinen bedeuten, wie das Bild davon jeweils im Gehirn zusammen gesetzt, ausgemalt wird, unterlag stets dem Wechsel der Zeiten, der Moden, und wie wenig andere kollektive Bilder geben die Ruinenvorstellungen uns Auskunft über die Denkweisen der Menschen, über das Verhältnis zu Leben und Tod, zu Vergänglichkeit und Neubeginn, zum Verhältnis von Kunst und Natur. Wenige Beispiele mögen uns für eine Zeitreise genügen:

Über Jahrhunderte sah man in verfallenen Gebäuden nichts als wertlose Steinhaufen, die man nach Bedarf ausbeuten konnte, um Steine für neue, nützlichere Gebäude zu haben und allenfalls Theologen deuteten sie als Symbole der Vergänglichkeit alles Irdischen. Zu Beginn der Neuzeit jedoch entdeckten – zuerst in Italien – die Künstler Ruinen als eigenständige Kunstgebilde, zunächst als Zeugen einer antiken, vorgeblich besseren, ja vorbildhaften Zeit. In Deutschland aber betrachteten während der Zeit des 30-jährigen Landverderbens die BAROCKDICHTER die Ruinen eher als Zeichen der *Vanitas*, der Vergänglichkeit und der Nichtigkeit alles Irdischen. Im Zeitalter der AUFKLÄRUNG, der „Vernunft“, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts also, fanden gemalte antike Ruinen wiederum Bewunderung. Gleichzeitig hegte

man Unverständnis für das als *barbarisch* und dunkel geltende deutsche Mittelalter. Ruinen aus dieser Zeit seien allenfalls dazu da, eine unfriedliche und machbesessene Zeit zu brandmarken. Man solle sie, so hieß es, besser abreißen, verfallen lassen, auf dass auf dem Gelände die neue Zeit Einzug hielte. So schrieb etwa 1745 der heute kaum noch bekannte C. F. Drollingen: *Die Arbeit steckt sich, der Wunderbau zerfällt / Bald soll der Pflug auf's neu in seinen Grenzen spielen / Und durch den teuren Schutt zerknirschten Marmors wühlen.*⁴⁾

Eine grundsätzliche Wende im Nachdenken über Ruinen erfolgt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Wiederentdeckung der Natur, für die vor allem der Name Jean Jacques ROUSSEAU steht. Statt der streng geometrischen französischen Barockgärten pflegte man nun wilde naturähnliche Gärten und Parks, in denen unter anderem auch künstliche Ruinen mittelalterlicher oder, wie man damals sagte, *gotischer* Prägung, aufgerichtet wurden. Im „Zeitalter der Empfindsamkeit“ entstanden in Dichtung und Malerei romantisch-pathetische, auf jeden Fall düstere Stimmungen erzeugende Bilder bis hin zu ausgesprochenen Friedhofsstimmungen. Ruinen von Burgen oder alten Klöstern erscheinen auf ihnen, von wildem Epheu umwuchert, ein fahler Mond leuchtet hinter kahlen Zweigen. Es hallen einem Mathisons Verse ins Ohr:

... *Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Efeuranke strickt,
Wo, aus halb verfallnem Turme,
Ein verlassnes Bäumchen ragt,
Und emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt ...*⁵⁾

In der Zeit der ROMANTIK setzte sich, wie eingangs am Beispiel Neideck erwähnt, die Begeisterung für die mittelalterlichen Ruinen fort. Aus dem Geist der sogenannten *Befreiungskriege* gegen die napoleonische Herrschaft in Deutschland besann man sich darüber hinaus auf Deutschlands „Vergangenheit und Größe“ und auch hierfür standen die verfallenen mittelalterlichen Burgen, so dass die Ruinenlandschaft zur ausgesprochen deut-

schen Landschaft wurde, so in einem Gedicht des Schwaben Karl Philipp Conz:

Wo auf den ergraute[n] Höhen
Noch die alten Warten stehen,
Wo die Geister tapfrer Ahnen
Aus zerfallnen Burgen mahnen,
Schwebe nieder, Freiheitsschwinge,
Säusle, rausche, rauschend bringe
Hoffnung der gesunkenen Zeit,
Däß an Herz und Sinn erneut
Zu verjüngten Tatenleben
Sich der Enkel mög' erheben.⁶⁾

Bereits die KLASSIK regt eine Neudeutung an. Statt Zerstörung oder melancholischer Vergänglichkeitsstimmung kommt erstmals der Gedanke des Wiederaufbaus und der Pflege der die Ruine umgebenden Natur in das Blickfeld. Der gegenwärtige Zustand der Ruinen soll bewahrt bleiben, ein Bild des Friedens, eine Harmonie zwischen Natur und Kunst entstehen. So heißt es in Goethes „Novelle“ von 1826/27:

„Nun haben wir manches getan, um diese Wildnis zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.“⁷⁾

Gleichzeitig hören wir den Spott der aufgeklärten Männer über die Schwarmgeister und Romantisierer, etwa in den Tagebüchern von Georg Forster, einem Anhänger der Französischen Revolution: „Schloß Frankenberg, romantische Ruine, an schönbeschatteten Teichen. Es ersäuften sich schon 10 Menschen hier, aus Melancholie.“⁸⁾

Doch zumindest was die bildhaften Vorstellungen angeht, überlebte das romantische Bild seine Kritiker, ja es lebte gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Zeitalter des HISTORISMUS und der nationalen Begeisterung neu auf. Mittelalterliche Ruinen wurden nun Ziel von Ausflügen, unvollendete Bauten wie der Kölner Dom und die Danziger Marienburg fertig gestellt und zu nationalen Symbolen und Denkmälern hochstilisiert. Erste Ruinenführer erschienen, Ruinen wurden zugänglich gemacht und restauriert, in ihnen Ruheplätze und Aussichtsplattformen angelegt, Bänke aufgestellt und steinerne Tafeln mit Inschriften

angebracht. Das weitere ist bekannt: Im 20. Jahrhundert finden wir die einsamen Ruinen als Zielpunkt von Wandervogelromantik und gleichzeitig werden im Zuge eines Heimattourismus Burgruinen zum Teil einer kulissenhaften Ausstattung und Möblierung der Landschaft, zum Motiv auf Postkarten und der Heimatfilme.

Ruinenwanderung in den Haßbergen

Das kleinräumige Franken mit seinen zahlreichen hochadeligen und ritterlichen Herrschaftsgebieten, das Durchgangs- und Durchzugsland von Norden nach Süden, von Westen nach Osten ist ein ausgesprochen burgenreiches Gebiet. Die Fränkische Schweiz mit ihren mehr als 180 Burgen, zerfallenen, erneuerten, intakten, ist eine solche Burgenlandschaft par excellence, doch auch in den abgelegenen Haßbergen findet sich eine Reihe Burgruinen. Allein der nach dem Dichter Friedrich Rückert benannte Wanderweg führt in der Umgebung von des Dichters zeitweisen Wohnort Ebern gleich an fünf Burgruinen vorbei.

Verborgen liegt, obwohl einer weithin sichtbaren Bergkuppe aufgesetzt, die Ruine BRAMBERG. Längst sind ihre Mauern von Bäumen überragt, und nur im Winter erhascht man von hier einen Durchblick ins Tal, auf die in die Rodungsflächen eingebetteten Flecken und deren Feldflur. Der Verfall der Burg begann nach 1560, doch heute sorgen neu aufgezogene Mauern und Gerüste dafür, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten, einen weiteren Zerfall zu verhindern und dem Wanderer ein gefahrenarmes Betreten zu ermöglichen. Noch versteckter hegt die Nachfolgeburg RAUENECK im dichten Wald auf dem Kamm des Haubebergs. Sie überstand den Bauernkrieg, doch wie so oft: als die Herrschaft um 1720 ihren Sitz ins Tal verlegte, war auch diese Burg am Berg dem Verfall preisgegeben, so dass Verbotsschilder heute den Wanderer am Betreten des weitläufigen Geländes zu hindern suchen, auf dem die Reste des Pallas mit Renaissancefenstern und diejenigen einer gotischen Kirche einen buchenumstandenen Innenhof umgeben, den man über eine steinerne gewölbte Brücke erreichen kann. Dem malerischen Bild einer romanti-

ischen Ruine entspricht kaum noch die Burg ROTENHAN. Bereits 1322 wurde sie vom Würzburger Bischof auf kaiserlichen Befehl hin zerstört und danach nicht wieder errichtet. Sie liegt, obwohl nahe einer kleinen Autostraße, verborgen im Wald, ist teils in die Buntsandsteinfelsen gehauen, teils ihnen aufgesetzt, teils überbaut, ist von den Felsen kaum zu unterscheiden, eine *Felsburg*, wie man solch ein Gebilde nennt, eine der wenigen in Süddeutschland, Stammsitz der verzweigten Adelsfamilie Rotenhan. Dort gibt es eine Zisterne, an den Wänden finden sich Mauerlöcher, deren Sinn nicht gelöst ist. Recht geheimnisvoll wirkt die Ruine, so dass man auch in sie manche sagenhafte Erscheinungen hinein geheimnist hat. Das gilt erst recht für die 130 m über dem Weisachgrund gelegene Doppelburg LICHTENSTEIN. Die obere Burg ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Geiste der Romantik wieder aufgebaut worden und wird seither wieder bewohnt, die untere, verfallen seit dem 16. Jahrhundert, ist Ruine geblieben, mit Ringmauer, Graben, Bergfried, Pallas und Kapelle. Um die Burg liegt ein Felsengarten mit Felsen, von denen einige seit wohl nicht allzu langer Zeit geheimnisvolle Zeichen tragen, ein Wächtergesicht, ein Mühlebrett, Zeichen, die die Phantasie von spirituell angehauchten Menschen aus nah und fern erregten. Diese kleine Rundreise findet einen im fast wörtlichen Sinne krönenden Abschluss mit dem Besuch des etwas abseits des Rückertweges, fünf Kilometer nördlich von Lichtenstein auf einem Bergkegel gelegenen Dorfes und der Burgruine ALTENSTEIN:

Ein oben fast runder Berg, darauf das Dorf, von weitem schon sichtbar. Kommt man darauf zu, so sieht man Felsbrocken auf Wiesen liegen, in Straßen hinein ragen, bis man hinauf zur Vorburg gelangt, auf steinerner Brücke den Halsgraben quert, bis hin zum zweitürmigen Bollwerk am Eingang. Drinnen aber auf einem Felsen steht die alte Kapelle mit ihren gotischen Bogen, die eine Mauer sitzt so schräg schon dem Fenster auf, als stürze sie gleich ins Tal und oben trägt sie Spitzbogenfenster, eines noch mit Resten des Maßwerks gefüllt. Ein Bild der in den Himmel ragenden filigranen gotischen Gemäuer, hier wie über-

all scheinbar ein Imitat von Caspar David Friedrichs Klosterruinen, es fehlen nur im Vordergrund die schwarzen Mönche oder der einsame verschattete Mann in altdeutscher Tracht.⁹⁾

Künstliche Ruinen

Was eine Ruine ist, ist zunächst einfach zu bestimmen: ein zerfallener Bau, erstanden durch unmittelbare Gewalteinwirkung wie eine kriegerische Zerstörung oder durch langsame natürlichen Zerfall infolge der Nichtnutzung oder Nichtpflege oder oft durch beides nacheinander. Wie ein Widerspruch zu dieser groben Bestimmung scheint es, dass zu manchen Zeiten Ruinen nicht als Folge von Zerstörung oder Verfall entstanden, sondern bereits als „*künstliche Ruinen*“ erbaut wurden, wie die antiken Ruinen in den Barockgärten und die „*gotischen*“ Ruinen in den „*Englischen Gärten*“. Dort erscheint die Ruine eingebunden in eine besondere Gartenpartie, die *Ruinenlandschaft*, die sich meist an abseitigen Orten, in den fernen Gegenden des Parks, in öden Vertiefungen, an felsigen Höhen, zwischen Bäumen versteckt finden. Einige solcher Ruinen in Franken wollen wir besuchen:

Im Jahre 1749 ließ Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth in einem von Felsen übersäten Waldstück nördlich von Kulmbach unweit der Stauferburg Zwernitz unter Zuhilfenahme natürlicher Felsen einen Garten anlegen. Sie nannte ihn SANSPAREIL, die französisch sprechende Regentin soll hier das Land „*ohne gleichen*“, wie die deutsche Übersetzung wäre, gefunden haben. Der Garten sollte eine Nachbildung der Zauberinsel Ogygia aus Fenelons Roman „*Les Aventures de Télémaque*“ sein und so erhielten die durch einen gepflegten Weg verbundenen in einem Waldstück liegenden Felsen und künstlichen Grotten allerlei Namen, die der griechischen Mythologie entstammten: Mentorsgrotte, Diana-grotte, Vulkan-grotte, Sirenengrotte, Grotte des Äolus, Grotte der Calypso. Am Ende des Waldes liegt ein sogenanntes *Naturtheater*, ein in den Felsen eingefügtes grottenähnliches Bauwerk mit fünf eingefügten tuffsteinernen Kulissenbögen, deren mittlerer rui-

nengleich gebrochen ist, wobei der löcherige Stein den Ruinencharakter zusätzlich betont. Auch im markgräflichen Schloss EREMITAGE oberhalb Bayreuths wurde 1743 ein Theater mit den Merkmalen einer Ruine errichtet, dessen Ruinencharakter das fehlende Dach und abgeschlagene Säulen betonen sollen, wie auch das vorgebliche Grab des Lieblingshundes der literarische gebildeten Markgräfin Ruinencharakter zeigt. Waren diese Ruinen im Geschmack des Rokoko von einer französisch sprechenden Fürstin angeregt worden, so ließ rund ein halbes Jahrhundert später der Truchsess Christian von Wetzhausen (1755–1826), der *Letzte Ritter der Frankenlandes* nahe seinem Schloss BETTENBURG bei Hofheim im Kreis Hassberge einen englischen Landschaftsgarten mit anderer Zielsetzung anlegen. Dort stand und steht nicht nur ein Dichterhäuschen – der romantisch gesonnene Landadelige pflegte auch eine Dichterrunde – es entstanden ebenfalls typisch für einen Landschaftspark – eine Einsiedelei und Denkmäler, darunter ein Minnesängerdenkmal, eines für die berühmten fränkischen Ritter Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen und schließlich am unteren Ende des abfallenden Geländes eine künstliche Ruine, *Alte Burg* genannt. Zwei, drei Mauern wurden dort errichtet, ein Tor, ein gotischer Spitzbogen, und eine Inschrift angebracht, die auf den nationaldeutschen Charakter dieses Parks verweist: „*Könnt ihr im Panzerhemd nach Ritterart / die alte deutsche Kraft nicht mehr beweisen / doch heil war in der Zeit von Eisen / ein altes deutsches Herz bewahrt (1811).*¹⁰“ Schließlich wurde 1815 auf der Luisenburg im Fichtelgebirge eine kleine künstliche Ruine von einem Hamburger Kaufmann errichtet.

Die böse Erinnerung an eine ganz andere Zeit drängt sich im Zusammenhang mit den künstlichen Ruinen auf. Der Architekt des Nürnberger Reichsparteitagsgeländes Albert Speer, verfocht – in Anlehnung an Vorstellungen des Belgiers Joseph Poelart eine Theorie des Bauens, die er *Ruinenwerttheorie* nannte. Als er, seinen *Erinnerungen* zufolge, die Eisenbetonpfeiler des für den Bau des Zeppelinfeldes extra zerstörten Nürnberger Straßenbahndepots sah, sei ihm, so schreibt er, ange-

sichts deren Hässlichkeit die Idee gekommen, dass ein idealer Bau so beschaffen sein sollte, dass er auch als Ruine noch schön anzusehen sei und als Traditionsschürze in eine heldenhafte Vergangenheit gelten könne. So sollten auch die Tribünen des Zeppelinfeldes nach hunderten oder den tausend Jahren, in denen man vorgeblich rechnete, einer monumentale Schönheit besitzen. Speer ließ, so schrieb er „.... eine romantische Zeichnung anfertigen: sie stellte dar, wie die Tribüne des Zeppelinfeldes nach Generationen der Vernachlässigung aussehen würde, überwuchert von Efeu, mit eingestürzten Pfeilern, das Mauerwerk hie und da zusammengefallen, aber in den großen Umrissen noch deutlich erkennbar“.¹¹

Der Blick auf die tatsächlichen Ruinen zeigt ein ganz anderes Bild, das auch ohne Wissen um das dortige Treiben kaum jemand als schön empfinden würde.

Definitionen und Abgrenzungen

Was ist eine Ruine? Ein Blick auf die Wortgeschichte hilft uns nicht sehr viel weiter bei der Bestimmung. *Ruina* meinte ursprünglich mehr den Vorgang des Niedergangs, des Verfallens, dann das Verfallene selbst. Doch kann jedes verfallene Gebäude als Ruine gelten?

Eine allzu sehr zerstörte Burg, bei der Merkmale wie Bergfried, fensterdurchwirkte Außenmauern fehlen, wird allenfalls von Archäologen als Ruine angesehen. Auch wenn die Zeile aus Uhlands Ballade „*Des Sängers Fluch*“ „*Nur eine einzige Säule zeugt von verschwundener Pracht*“ volkstümlich geworden ist, würde man in einem solchen Falle kaum von einer Ruine sprechen, und sind gar nur noch dem Fachmann die Überreste sichtbar, so spricht auch dieser nur noch von einem *Burgstall*, einer Burgstelle also. Wie es ein *zu wenig* an noch Vorhandenem geben kann, um die Anlage als Ruine zu bezeichnen, so führt ein *zu viel* dazu, das Gebäude als das zu bezeichnen, was es war und ist: ein Schloss, ein Kloster. Manch ein Gebäude wird folglich auch im Wechsel mal als Schloss, Schlossruine oder Ruine bezeichnet. Die Ruine ist also ein Grenzfall, ein Bau, an dem eine Balance zwischen Zerstörtem und Erhaltenem wirkt.

Ist nun aber jedes innerhalb dieser Grenzen zerfallene Gebäude eine Ruine? Es ist keine Willkür, dass wir uns bislang auf die Ruinen von Burgen, Schlössern, Klöstern bezogen haben. Dies steht nicht nur in der deutschen romantischen Tradition, man liest auch schon in des Franzosen Diderot berühmter Enzyklopädie aus dem 18. Jahrhundert:

*„Das Wort Ruine eignet sich nur für Paläste, prächtige Grabstätten oder öffentliche Gebäude. Man würde in Bezug auf ein bäuerliches oder bürgerliches Privathaus nicht von Ruinen sprechen, sondern von ruinierten Gebäuden“.*¹²⁾

Diese Eingrenzung hat sich bis heute im wesentlichen gehalten, so dass der Ausdruck Ruine meist synonym mit Burgruine oder Kirchenruine gebraucht wird. Eine Ausnahme mag vielleicht noch das zerfallene ABGELEGENE GEHÖFT machen, zumindest was dessen Stimmungsgehalt anbelangt wie ihn 1795 der Franzose de Lille formuliert hat: „*Ein abgelegenes Haus / Im einsamen Gebüsch drückt das Vergessen / Des Weltgewühls, die Einsamkeit noch schöner aus.*“¹³⁾

Ein Beispiel nur: Fährt man auf der Straße von Ebern nach Haßfurt, so sieht man kurz vor dem zur Stadt Königsberg in Bayern gehörigen Ort Hofstetten auf einem Hügel, dem Windberg, einige verfallene Gebäude, umgeben von brachliegenden Wiesen, die dicht mit Löwenzahn bedeckt sind, ein gelber, dann weißer Teppich. Und steigen wir hoch an die Mauern, sehen wir über sie hinweg, so erblicken wir Reste eines Gehöftes. Im Hof wächst eine mächtige Kastanie, Steine und Ziegel liegen am Boden und es weiden Schafe und Ziegen zwischen den verlassenen Gemäuern. Wäre nicht die Straße gleich daneben, so glaubte man sich an einer verlassenen mediterranen Dorfstelle und wer einen poetischen Blick sich bewahrt hat, mag diese Ruine in eben diesem Zustand der Verfallenheit gerade als Einheit empfinden, zumal Stein und Erde Ton in Ton gehen.

Nicht nur im Fall der verlassenen Gehöfte haben wirtschaftliche Gründe dazu geführt, diese aufzugeben. Auch in vielen anderen Fällen sind Ruinen Ergebnis eines ökonomi-

schen Wandels, recht deutlich bei Gebäuden, deren Ruinencharakter erst in jüngster Zeit, zunächst eher metaphorisch, dann auch denkmalschützerisch anerkannt wurde: den FABRIKRUINEN. Man denke an die gewaltige Bergwerksanlagen mit Förderbändern und Fördertürmen, und man fragt mit dem Dichter und Filmemacher Herbert Achternbusch: „*Wird die Zukunft im Untergang der Fabriken ebenso eine Notwendigkeit erkennen, wie uns die Burgen ein Zeichen notwendiger Wandlung sind.*“¹⁴⁾ Auf eine besondere Weise wusste man in Weißenstadt im Fichtelgebirge eine Fabrikruine zu erhalten. Hier hat man Überreste ehemaliger Granitsteinwerke in den Kurpark am See integriert. Säulen ragen hervor, dreieckige Giebel über graue Mauern, Torbogen und spitzrunde Fenster, Mauergrundrisse erheben sich ein wenig aus, einem Wiesengelände, so dass das „Industriedenkmal“ weniger an eine vielleicht neugotische Industriearchitektur erinnert, sondern durchaus Ähnlichkeiten mit dem Bild einer weitläufigen Schlossruine besitzt und gerade als Ruine eigene Schönheit gewinnt.

Ästhetik und Psychologie der Ruine

Kann man Ruinen überhaupt reizvoll finden, wenn man sich ihre Entstehung vergegenwärtigt? Krieg, ökonomische Krisen haben zum Verfall der Gebäude geführt und das Werden der Ruine ist oft genug mit dem Verlöschen von Menschenleben einher gegangen. An diesen Zusammenhang erinnert der Friedensforscher Robert Jungk:

*„Historische Ruinen, so authentisch sie sein mögen, verfälschen Geschichte: In Wahrheit sind sie fast immer Kadaver vergangener Unrat. Entweilte Tempel, aufgebrochene Grabkammern, geschleifte Burgen, gebrandschatzte Schlösser säumen die Wegränder des Menschenstrikals. Zurückschrecken mussten wir vor ihnen, weil sie von Aggression, von Hemmungslosigkeit und Verbrechern zeugen. Aber wir wenden uns ihnen voller Ehrfurcht zu und bewundern, was wir beweinen sollten.“*¹⁵⁾

Man kann noch weiter gehen: Viele vormals intakte Gebäude wurden nicht nur Opfer

von Gewalt, sie sind häufig einst als militärische Anlagen errichtet worden. Das gilt für so manche mittelalterliche Burg, das gilt erst recht für neuzeitliche Festungsbauten wie die Festung Rothenberg über Schnaittach, in deren ruinierten Gewölben Kinder von den Fremdenführern zu Gespensterspielen animiert werden. Wie aber sieht es mit den in unserer Zeit zerfallenen Wohnhäusern, gar mit den durch die Kriege des 20. Jahrhunderts zerstörten Gebäuden aus? Selten nur spricht man heute noch metaphorisch von den Kriegsruinen, es sei denn man hat sie als Mahnmale erhalten und so wieder geadelt, wie die Ruine der Berliner Gedächtniskirche und bewusst stehen gelassen wie die Ruine des Katharinenklosters in Nürnberg. Möglich scheint eine romantisierende Betrachtung gewaltsam zerstörter Gebäude ohnehin nur durch die zeitliche Entfernung. Dann umgibt die Ruine der Friede, den wir oft bei deren Besuch zu spüren vermeinen. Dann mögen selbst zerstörte Städte Stimmungen erzeugen wie etwa die bizarren mittelalterlichen Ruinen der Stadt Mistra oberhalb des antiken Sparta. Ansonsten liegt der Schrecken der Zerstörung zu nahe, als dass man ihn sich ihm aussetzen möchte, während – man möge das uns makabrer erscheinende Gedankenspiel erlauben, das dennoch das Problem zu illustrieren vermag – etwa eine viel spätere Generation den Fotos der ausgebrannten Häuser der Würzburger Altstadt und deren geometrischen Formen vielleicht einst einen pittoresken Charakter zubilligen könnte.

Worin aber liegt nun, der Reiz der Ruinen, worin ihre Schönheit und ihre Fähigkeit, im Menschen Gefühle zu erwecken? Zum Nachdenken darüber kann der 1911 veröffentlichte Aufsatz *Ruinen* des Philosophen Georg SIMMEL anregen. Für ihn steht die Ruine im Spannungsfeld zwischen dem aufbauenden menschlichen Geist, der das Material der Natur abgerungen hat und der Natur, die sich im Verfall des Gebäudes wiederum Geltung verschafft.

Es beginnen, so Simmel, die bloß natürlichen Kräfte über das Menschenwerk Herr zu werden: die Gleichung zwischen Natur und Geist, die das Bauwerk darstellte, verschiebt

sich zugunsten der Natur ... jetzt erscheint der Verfall als die Rache der Natur für die Vergewaltigung, die der Geist ihr durch die Formung nach seinem Bilde angetan hat.¹⁶⁾

Ruinen sind Simmel zufolge so die einzigen Gebilde, bei denen aus dem Verfall ein neues Ganzes, eine charakteristische Einheit erscheint. Vom Standpunkt des ursprünglichen Zweckes aus sei die Verfallsgestalt ein sinnloser Zufall, doch ihr neuer Sinn nehme diesen Zufall auf. Es sei der Reiz der Ruine, dass hier ein Menschenwerk schließlich wie ein Naturprodukt empfunden werde. „*Dieselben Kräfte, die durch Verwitterung, Ausspülung, Zusammenstürzen, Ansetzen von Vegetation dem Berge seine Gestalt verschaffen, haben sich hier an dem Gemäuer wirksam erwiesen*“ sagt Simmel und er fährt fort:

Was den Bau nach oben geführt hat, ist der menschliche Wille, was ihm sein jetziges Ansehen gibt, ist die mechanische, nach unten ziehende, zernagende und zertrümmernde Naturgewalt ... aber ... es entsteht eine neue Form, die vom Standpunkt der Natur aus durchaus sinnvoll, begreiflich differenziert ist ... die geheimnisvolle Harmonie; daß das Gebilde durch das Chemisch-Mechanische schöner wird, daß das Gewollte hier durch ein Ungewolltes zu einem anschaulich Neuen, oft Schöneren und wieder Einheitlichen wird – das ist der phantastische und überanschauliche Reiz der Patina ...“¹⁶⁾

Der heutige Umgang mit der Ruine

Zwischen Hammelburg und Gemünden, im kleinen Ort HÖLLRICH findet sich ein ehemaliges Schlossgebäude im Talgrund. Fast unzugänglich liegt es, dem Verfall preisgegeben, zwischen Feldern und Brachland, umwuchert von Brennnesselgestrüpp, Anlass für Gedanken über den Verfall:

Je glatter das Menschenwerk, desto mehr schätzen wir den Verfall, den Triumph der Natur über das Künstliche, doch wo die von dem Heimatpfleger und Touristikunternehmern hergerichtete Ruine schon wieder zum Abbild des Unveränderlichen, zum immer wieder reproduzierten und vorgeführten Mar-

kenzeichen geworden ist, da ist kein Platz mehr für das was zerfällt.

Willst du dem entgegen, das Subversive fast suchen, dann musst du dorthin wandern, wo die Ordnungsfanatiker vom „Schandfleck“ sprechen, dort wirst du die Winkel an der Schlossmauer entdecken, an denen die Kletterpflanzen klettern dürfen, die Hecken, in denen vielleicht Nachtigallen wohnen, wirst ein Nebeneinanderfinden von Bewohntem und Zerbrochenem, ein Nebeneinander von Fenstern und mit Brettern vernagelten Löchern, ein Nebeneinander von eingedecktem Dach und Kunststoffplanen, die die Löcher im Dach dürtig nur decken, die im Wind flattern, der einst darunterfassen und die Decke empor wirbeln wird. – Kommst du ans Schloss Höllrich, zwischen Gemünden und Hammelburg gelegen, verführt dich kein Parkplatz zum Halten, du balancierst mühsam zwischen umgepflügten Feldern und Brennnesselrainen zur Mauer der ehemaligen Wasserburg und findest immer neue Winkel zum Schauen. Im Unterfrankenführer liest du zu Hause, das Schloss böte ein trauriges Bild der Verwahrlosung.“¹⁷⁾

Wie also umgehen mit den Ruinen? Soll man sie dem Verfall überlassen, einer neuen Nutzung zuführen, gänzlich abbauen – schließlich gibt es das Abbruchunternehmen mittlerweile als florierende Branche – oder als Mahnmal, als Museum, oder einfach als Ruine erhalten, präsentieren, gar illuminieren. Wir rütteln hier an ein Dilemma der Denkmalschützer: Alte Gebäude sind selten im ursprünglichen Bauzustand erhalten. Sie stellen den gegenwärtigen Zustand einer geschichtlichen Abfolge von Änderungen dar, deren bekannteste in fränkischen Orten neben der Ruinisierung vielleicht die Barockisierung gotischer Kirchen ist. Auch Wohn- und Geschäftshäuser wurden und werden ständig saniert und restauriert, dabei immer neue Schichten aufgetragen, es entsteht das, was Kunstd- und Literaturhistoriker ein Palimpsest nennen.

Ebenso sind auch manche der erhaltenen Burgen bzw. Burgruinen mehrfach zerstört und immer wieder anders aufgebaut worden, in der fränkischen Region häufig hinterein-

ander im Bauernkrieg und im Markgräfler Krieg, bis die Besitzer sie dann endgültig verfallen ließen. Dieses änderte sich vor allem unter dem Einfluss des Historismus mit seinem entstehenden Geschichts- und Denkmalbewusstsein gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Nun wurden Ruinen zugänglich gemacht, originalgetreu, wie man es nannte, restauriert oder gar vollendet, es wurden Burgen und Schlösser im vorgeblich alten Stile und Geist der Zeit neu gebaut. Doch stets war es der Geist des Historismus, der hier waltete, denn nicht nur für den Burgenliebhaber, auch für den Denkmalschützer ergibt sich die paradoxe Situation, dass man einen mittelalterlichen Bau nicht im Geist seiner Zeit erhalten kann, da jener mittelalterliche Geist ja gerade den Verfall und nicht stilgerechten Wiederaufbau zuließ.

Doch nicht nur die Logik lässt manche denkmalschützerische Bemühungen in Frage stellen, sondern ein tiefer greifendes Problem, das der niederländische Biologe Midas DEKKERS in seinem nachdenkenswerten Buch „An allem nagt der Zahn der Zeit“ formuliert hat: „Kultur lässt sich nur erhalten, indem man sie ständig gegen die Natur verteidigt.“¹⁸⁾ Das heißt: gegenüber dem Verfall muss der Denkmalschützer und Restaurator eine naturwidrige Haltung einnehmen, etwa vergleichbar dem Schönheitschirurgen und Friseur, der älteren Damen und Herren das jugendliche Aussehen ewig erhalten möchte.

Eine weitere Aufgabe neben dem Denkmalschutz haben historisierende Zeiten uns überliefert: die Musealisierung und Didaktisierung historischer und auch natürlicher Erscheinungen. Erinnern wir uns an die Burg Lichtenstein in den Haßbergen. Sie ist so etwas wie das Musterprojekt eines von den Tourismusbehörden unterstützten denkmalschützerischen und musealen Eifers geworden. Das Gelände ist eingezäunt, ein kleines Eintrittsgeld wird erhoben, im Inneren des Hofes unterrichten Tafeln über die Geschichte und den Aufbau der Burg. In einer Informationsbroschüre, verfasst von Dr. Joachim Zeume, den Leiter des Projekts, heißt es zur Begründung der Bemühungen:

Ihr Verfall hat sich in den letzten Jahren bedenklich beschleunigt. Die Umwelt ist aggressiver geworden und der Vandalismus hat ungestört Einzug in die alten Burggemäuer gehalten. Die Erschließung dieser gefährdeten Plätze durch den Burgenkundlichen Lehrpfad soll nicht nur für einen effizienten Schutz dieser eindrucksvollen Bauten sorgen, sondern zugleich deren hohen kultur- und sozialhistorischen sowie siedlungs- und baugeschichtlichen Wert aufzeigen.¹⁹⁾

Auf diese Weise ist die Ruine zum Freilandmuseum geworden. Zeichen einer Musealisierung ist die Aufstellung erläuternder Tafeln, das Einzäunen und das Erheben von Eintrittsgeldern, wodurch die Ruine ihrer natürliche Umgebung und auch ihrer eigenen Geschichte entfremdet wird. So etwas mag zuweilen mit den Besitzverhältnissen zu tun haben, es ist aber von seinem Geist her ein Ergebnis eines vorgeblich pädagogischen Zeitalters und des geschäftigen Tourismus, die hier eine nicht immer heilige Allianz miteinander eingegangen sind.

So etwas hat seinen Preis. Der Erlebniswert im oben genannten Sinne, der von Simmel gepriesene selige Zustand zwischen natürlichem Verfall und Geist ist dahin, ist einer nicht immer geistvollen Informationshuberei gewichen. Und möge als Begründung für manche Sicherungen und das Zugänglichmachen der Ruinen angeführt werden, dass nunmehr auch alte Menschen gefahrlos dorthin hin gehen können, so ist dies auch nur möglich in einer Zeit, wo eine wichtige Erfahrung des Lebens verdrängt wird, die, dass im Alter manches mühsam, manches unmöglich, dafür anderes möglich geworden ist, eine Erfahrung, die Leben letztendlich ausmacht.

Was wir über Ruinen gesagt haben, waren im wesentlichen Aussagen über Bilder von Ruinen, die wir uns gemacht haben. Doch eine Ruine ist nicht tot. Im Gegenteil: in einer Ruine geht es zuweilen höchst lebendig zu, worauf schon der Theoretiker des englischen Gartens von Hirschfeld im 18. Jahrhundert hingewiesen hat:

Noch mehr trägt die Verbindung oder Unterbrechung der Ruinen mit Gras, mit Busch-

*werk und einzelnen Bäumen bey, ihnen ein natürliches Aussehen zu geben. Die Natur scheint die Plätze, die ihr die Baukunst ge raubt hatte, mit einer Art von Triumph sich wieder zuzueignen, so bald sie, verlassen von dem Bewohner, veröden. Nichts giebt einen sichtbarern Beweis von der Länge der Zeit, als wenn der Ort, den ein Gebäude zierte, mit Moos, mit Gras und grünem Gesträuch überzogen ist. Eine Menge von Epheu, der aus dem Innern einer zerbrochenen Thurmspitze hervorwächst, ein Kirschbaum, der einsam und gekrümmt zwischen einem zerfallenen Gebäude blühet, Gesträuche, die aus den Fenstern herabhängen, ein Bach, der zwischen den Steinen einer halb kenntlichen Treppe herabmurmelt – all diese Veränderungen, welche oft die wirklichen Ruinen begleiten, kündigen sehr lebhaft die Macht der Zeit an, und sind zugleich Zubehör und Verzierung der Ruinen, welche die Kunst anlegt. Andere Zufälligkeiten können einen noch weit mehr rührenden Contrast zwischen den Ruinen und der vorigen Herrlichkeit der Gebäude machen.*²⁰⁾

Der bereits erwähnt niederländische Biologe Midas Dekkers weiß: „*Die Mischung aus alten Steinen und jungem Leben, Müdigkeit und Lebenskraft sowie Natur und Kultur bilden die Seele einer Ruine*“²¹⁾, und er zeigt auf, dass die Ruinen ein eigenes Ökosystem bilden, in dem Eulen, Füchse, Fledermäuse, Kröten, Asseln und kalkliebende Mauerpflanzen leben, Bewohner und Schöpfer der Ruinen. Der Geruch nach feuchter Erde und Moos, nach Schimmeln und Kellern gehöre zum Ruinengefühl.

In ihrer Beziehung zur Natur ist es wohl auch letztlich begründet, dass eine Ruine Gefühle hervorzurufen vermag, die der intakte Bau nicht vermitteln kann. Jedes Steinchen ist von Leben gekennzeichnet, ist individuell im Gegensatz zu den zugehauenen Bausteinen, und an ihm entsteht Pflanzenwuchs, der den Verfall mildert, bedeckt und zugleich neues entstehen lässt. Das frühere Baumaterial wird wiederum zu Organischem, wird (sofern es aus der Gegend stammt) zu einer Farbe mit der des Bodens. Auch der passive Mensch wirkt dabei als bloße Natur, indem er den Bau

verfallen lässt, er macht sich zum Komplizen der Natur.

Jedes Lebewesen, jedes lebendige System altert, auch die Steine haben ihre Verfallszeit. Eine einfache Ansicht, die der Mensch in seinem Wahn nach ewiger Jugend gerne verdrängt. Ruinen mögen uns die Begegnung mit dem Verfall lehren, ihn hinzunehmen lehren, wissenschaftlich oder melancholisch, mögen uns lehren, uns zum eigenen Altern zu bekennen. Die aufbereitete, gepflegte, „sanierte“ Ruine dagegen ist ein Widerspruch in sich, nimmt im Bestreben, aufzuklären und belehren dem Betrachter die Erfahrungsmöglichkeit des Erlebens von Ruinen. Die künstliche biotopähnliche Erhaltung nimmt ihm die Möglichkeit der Erfahrungen des Wandels, der Natur, der Geschichte, des Alterns und Sterbens und des neuen Lebens, wie es kurz vor Ende des 18. Jahrhunderts der französische Historiker Adrien Lezay-Marnezia ausgedrückt hat:

„Unter gelblichbleichen Zweigen welken der Gebüsche, von Trümmern umringt, erblickt der Philosoph des ewigen Künstlers unendliche Weisheit. Nichts stirbt: der Tod ernähret nur das Leben.“²²⁾

- 5) Gedichte von Friedrich Matthison. Tübingen 1811, nach: Kander, Lore: a.a.O.
- 6) Conz: Die Ruinen. Gedichte. Tübingen 1918, nach: Kander, Lore: a.a.O.
- 7) Goethe, Johann Wolfgang von: Novelle.
- 8) nach: Reinhart Zimmermann: Künstliche Ruinen. Wiesbaden 1989, S. 63.
- 9) Gasseleider, Klaus: Fränkische Miniaturen. Bamberg 2002, S. 13.
- 10) Inschrift an Alte Burg, Bettenburg.
- 11) Speer Albert: Erinnerungen. Berlin 1969 (Propyläen-Verlag), s. a: Zimmermann: Künstliche Ruinen, S. 175.
- 12) Diderot. Enzyklopädie.
- 13) nach: Reinhard Zimmermann: Künstliche Ruinen. Wiesbaden 1989, S. 63.
- 14) Achterbusch, Herbert: Die Stunde des Todes, Frankfurt/Main 1975, zit. nach: Reinhart Zimmermann: Künstliche Ruinen. Wiesbaden 1989, S. 135.
- 15) Robert Jungk: Der „Ruinenkomplex“. Einleitung zu: Tote Technik. Ein Wegweiser zu den antiken Stätten von morgen. München 1984 (dtv-Taschenbuch 10319), S. 8.
- 16) Georg Simmel: Die Ruine. In: G. S.: Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Berlin 1986 (Wagenbach), S. 106 f.
- 17) Gasseleider, Klaus: Fränkische Miniaturen. Bamberg 2002, S. 30.
- 18) Dekkers, Midas: An allem nagt der Zahn der Zeit. Vom Reiz der Vergänglichkeit. München 1999.
- 19) Büro für Burgenforschung Dr. Joachim Zeume: Burgen. Symbole von Macht und Vergänglichkeit. Burgenkundlicher Lehrpfad Haßberge, hrsg. von der Tourist-Information Haßberge.
- 20) Hirschfeld, nach Zimmermann. A.a.O., S. 177.
- 21) Dekkers, Midas: An allem nagt der Zahn der Zeit. A.a.O., S. 46.
- 22) nach: Reinhart Zimmermann: Künstliche Ruinen. Wiesbaden 1989, S. 186.

Nachweis von Zitaten

- 1) zit. nach Hoffmann, Hans Hubert / Schuhmann, Günter: Franken in alten Ansichten u. Schilde rungen. Sigmaringen 1981, S. 193.
- 2) zit. nach: Sighart, August: Fränkische Schweiz. Landschaft, Geschichte, Kultur. Nürnberg o. J., S. 68 f.
- 3) zit. nach: Wackenroder, Wilhelm: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 2. Heidelberg 1991, S. 256.
- 4) Drollingen. Nach Kander, Lore: Die deutsche Ruinenpoesie des 18. Jahrhunderts bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts. Diss. Heidelberg 1933.